Auf der Suche nach der Orchis Iberica

Autor(en): **Nelson-Kubierschky, Gerda**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **8 (1965)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-388031

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

GERDA NELSON-KUBIERSCHKY (CHERNEX-MONTREUX)

AUF DER SUCHE NACH DER ORCHIS IBERICA

Der Beginn der Laufbahn meines Gatten, Erich Nelson, als Orchideenforscher fällt in die zwanziger Jahre, als wir den Frühling in einem sonnendurchglühten Tälchen nördlich von Florenz erlebten. Im Schatten von Zypressen, Pinien, Steineichen und blühendem Ginster war es ein Garten von wildwachsenden Orchideen, deren Zauber es bewirkte, daß mein Mann damals eine kleine Sammlung von Aquarellen der vielfachen Arten und Formen schuf, die wir in diesem Paradies jeden Tag neu entdeckten. Die Europa und die Mittelmeerländer bewohnenden Orchideen, von denen auch dem Laien der Frauenschuh, die Knabenkräuter, die Fliege, die Hummel, die Biene bekannt sind, haben uns von dieser Zeit an ein Leben lang nicht mehr losgelassen.

Im Jahre 1931 erschien im Selbstverlag, bei Albert Frisch in Berlin im Faksimile-Farbenlichtdruck reproduziert, eine Aquarellsammlung meines Mannes: «Die Orchideen Deutschlands und der angrenzenden Gebiete», wofür wir die erforderlichen Subskribenten in vielen Tausenden von Schritten – im wahren Sinne des Wortes – selber beibringen mußten. Es war dies eine peinvollere Arbeit als das Auffinden der Pflanzen, das wir während zweier Blütenperioden bewältigten. «Peinvoll» soll jedoch nur mit einer freundlichen Einschränkung gebraucht werden. Ob wir uns nämlich von einer Schulbehörde zur anderen wenden mußten, von einem Büro und dem dazugehörigen Vorsteher zum anderen, immer war es derselbe beschwingte Schritt, der uns schon auf der Fährte unserer Pflanzen geführt hatte. So leistete denn auch der bezeichnete Vorsteher keinen Widerstand und ergab sich unserer Perspektive.

Später, mit der Erweiterung des wissenschaftlichen Zieles und mit der staatsrechtlichen Loslösung vom Heimatboden, wuchsen die Schwierigkeiten ins Ungemessene. Aber auch damals wurde uns von den Unsrigen nachgerufen: «Oh, Ihr Glücklichen, Ihr kennt ja keine politischen Grenzen, sondern nur Wälder, Wiesen und Sümpfe!» Ganz so einfach war es ja nun nicht.

Meinem Mann, der beeindruckt war von der hochgradigen Variabilität mancher Orchideenarten, galt es, einzelne Verwandtschaftsgruppen auf ihren vermutlichen Wanderungswegen zu verfolgen, um festzustellen, ob die Abwandlung der Blütengestalt bestimmten Gesetzmäßigkeiten unterliege oder sich regellos vollziehe, wie vorwiegend angenommen wird. Nur kurz sei erwähnt, daß ihm hierbei bedeutsame Blütenfunde zustatten kamen, die in auffallend gesetzmäßiger Wiederkehr einen Bau zeigten, wie er zweifellos dem Ahnentypus der Orchideenblüte eigen war und auch heute noch für gewisse altertümliche Arten charakteristisch ist. Diese Funde, unter denen auch Bildungen zum heutigen Normaltypus vermitteln, lieferten Hinweise auf die Entwicklungsrichtung und erlaubten, innerhalb eines Verwandtschaftskreises von ursprünglicheren und abgeleiteten Typen zu sprechen, damit aber auch das Entstehungszentrum festzulegen. – Mit unserer Arbeit sollten gleichzeitig die Orchideen Europas und der Mittelmeerländer in ihren sämtlichen Gattungen, Arten, Unterarten und Formen durch einwandfreie farbige Darstellung erstmals dokumentarisch niedergelegt werden.

Die nun folgende Schilderung einer Pflanzensuche möge ein Bild geben, wie sich oft schwer zu Bewältigendes mit erquicklichen Erlebnissen schließlich die Waage hielt. –

Durch den Namen Orchis «iberica» könnte man verleitet sein, die Heimat der Pflanze auf der Iberischen Halbinsel zu suchen. Der Beiname «iberica» bezieht sich aber auf die im Altertum «Iberien» genannte kaukasische Landschaft, die dem heutigen Georgien entspricht. Als Ursprungsland der Orchis iberica dürfte Westasien anzusehen sein. Sie ist in Urzeiten über vermutlich früher bestehende Landbrücken nach Zypern und Griechenland gewandert, wo man sie heute noch an einigen wenigen Stellen findet.

Im Mai des Jahres 1936 war es so weit, daß wir die Orchis iberica im nördlichen Peloponnes als letzte Aufgabe unseres griechischen Aufenthaltes suchen wollten. Drei große, bedrückende Fragen standen über unserem Entschluß: Würden wir den Standort der Pflanze überhaupt finden, der aus einer alten Angabe der botanischen Literatur stammte? Würden wir den richtigen Zeitpunkt der Blüte treffen? Und als letzte drohende Frage: Würde die Pflanze an jener Stelle nicht schon längst ausgestorben sein? – Die Standortsangabe lautete: «Orchis iberica auf sumpfigen Wiesen an den Hängen des Berges Kyllene über Trikala, 1300 m, bei dem Felsen Vathliakia.»

Es war am 20. Mai, als uns die Bahn nach Xylokastron führte, einem kleinen Ort am Golf von Korinth, wo wir am späten Nachmittag ankamen. Farbiges Leuchten umfing die Erde, und über ihr stand ein Himmel wie ein Auge, in das man tief bis in alle Ewigkeiten hineinblickt. Die Wolken an diesem Himmel vermögen nicht zu begrenzen, sie schweben in jener Unermeßlichkeit und nehmen uns dorthin mit, solange wir immer über die Erde Griechenlands schreiten und seine Meere uns tragen. Vor uns hingebreitet lag der Streifen des blau leuchtenden Golfes, aus dem am jenseitigen Ufer die Berge Nordgriechenlands herauswuchsen. Im Angesicht des Parnasses, der als Krönung der Bergeslinien noch tief beschneit herüberleuchtete, wandten wir uns dem Meere zu.

Nahe der Küste, im kleinen Dorf, fanden wir ein sauberes Gasthaus und verbrachten dort eine ruhige Nacht. Am anderen Morgen, bei strahlender Himmelsbläue, machten wir uns früh auf den Weg. Ein Autobus verkehrte täglich zwischen der Küste und dem etwa 1000 m hoch gelegenen Dörfchen Trikala. Wir gingen aber zu Fuß, einmal, weil die wunderbare Landschaft uns lockte, sie Schritt für Schritt zu genießen, dann aber spielte bei solchen Entscheidungen auch immer wieder die wenig leistungsfähige Reisekasse eine Rolle. – Der Weg führte zunächst weit ins Tal hinein, zwischen lieblichen Obstgärten und Pflanzungen hindurch. In Griechenland sind es nur vereinzelte Stellen, wo die Erde diesen Segen spendet. Sobald sich die Straße steiler aufwärts wandte, verschwand auch hier das üppige Grün, ja schließlich wurde der Boden sandig und völlig kahl.

Der Aufstieg war anstrengender gewesen, als wir erwartet hatten, so daß wir den uns am Nachmittag einholenden Autobus noch für den letzten Teil des Weges benutzten. Höher oben öffnete sich das Gelände zu einem weiten Kreisrund aufsteigender Matten, umstanden von hohen Ketten felsiger Berge. Besorgt blickten wir in die Gegend hinaus. Wo sollten hier sumpfige Wiesen zu Füßen eines Felsens liegen? Die Felsregion begann anscheinend in viel zu großer Höhe, in der unsere Orchis überhaupt nicht mehr zu erwarten war, und die Wiesen waren trockene, zerstampfte Viehweiden. – Der Autobus hielt im armseligen Dörfchen Trikala. Niedergeschlagen standen wir in der rauhen Bergluft und verfolgten dann zögernd einen aufwärts führenden Pfad. In solchen Augenblicken gingen wir oft ohne spürbare Führung, doch man geht, und die Schritte fügen sich letztlich zum Ganzen.

In einem kleinen, höher am Hang gelegenen Gasthaus fanden wir ein einfaches Unterkommen. Dem jungen Sohn des Wirtes war der in der Angabe genannte Felsen unbekannt, doch versprach er, sich am Abend bei den älteren Leuten des Dorfes zu erkun-

digen, die vielleicht von früheren Zeiten her die jetzt verschwundenen Namen noch kannten. Leider blieb die Nachfrage völlig ergebnislos. Wiederum Hilf- und Ratlosigkeit, doch nur wenige Minuten, und mein Mann besann sich auf die Angabe und folgerte: Wenn dort oben sumpfige Wiesen sein sollen, müßte ein Wasserlauf aus dieser Gegend herunterkommen. Als wir dann vernahmen, wenige Schritte von hier fließe ein Bach und ihm entlang führe der Weg aufwärts, war's, als wenn die gute Sonne alle Nebel vor unsern Augen verjagt hätte.

Nach einer kühlen Nacht hatten wir wieder einen strahlenden Morgen. Das Steigen war eine Lust, besonders, da wir merkten, daß die Wiesen allmählich einen anderen Charakter annahmen. Man spürte schon den ehemaligen Waldboden, und damit entstand ein viel reicheres Pflanzenbild. Sträucher und Bäume standen an den Hängen, neben uns rauschte das Wasser in die Tiefe. – Wie eine Erscheinung tauchte plötzlich hinter den Bäumen ein großer, runder Felskopf auf. Immer höher ragte er empor und zog uns in seinen Bann. Es war der letzte Absturz eines Felskammes, wie Rücken und Kopf eines gewaltigen steinernen Tieres. Sollte dies vielleicht das Zeichen sein – der Felsen Vathliakia?

Wir kamen zu einer von hohen Bäumen umstandenen, zerfallenen Mühle. Der Boden war nun weniger steil, und längs des felsigen Rückens, an den sich der Bach schmiegte, öffnete sich ein Talgrund mit lichtem Waldbestand. Wir glaubten hier folgen zu müssen, um vielleicht auf flachen Wiesen das sumpfige Gelände zu finden. Oft weitete sich der Blick zu Wiesengründen, aber die orientalische Sumpforchis zeigte sich nicht. Etwas verzagt beschlossen wir umzukehren, zumal wir uns auch vom Felskopf schon recht weit entfernt hatten.

Mit größter Aufmerksamkeit beobachteten wir jetzt alle Veränderungen des Bodens. Da, wo der Weg den Wald verläßt, bevor er sich abwärts wendet, wird das Gelände fast eben, leicht wellig, ist mit niedrigem Gebüsch bewachsen und senkt sich dann gegen das Bachbett hinunter. Wir kletterten in die Wildnis hinein, von Hügel zu Hügel, von Mulde zu Mulde. Plötzlich standen wir an einer kleinen Niederung am Rande eines schmalen Wasserlaufes. Die Erde war feucht, Sumpfgräser bedeckten die Fläche, nicht viel größer als der Grundriß eines Hauses. Aber kein Violett, kein Weiß leuchtete aus dem eintönigen Grün hervor. Schritt für Schritt drangen wir in den kleinen Sumpf ein, nichts, nichts war zu entdecken! Mein Mann war oft ganz im Sumpfgras verschwunden; tief kauernd kämmte er die Gräser bis zum Grunde auseinander. Da – plötzlich hatte er ein kleines, grasartiges Ding herausgezogen, etwa 10 cm hoch, mit schmalen Blättern, ohne jede Andeutung eines Blütenstandes. An den Knollen, den Blättern, dem ganzen Wuchs der Pflanze konnten wir sie erkennen, die gesuchte Orchis! Der Fels, der Sumpf, wir selbst, alles drehte sich um dieses unscheinbare Wesen.

Aber die Sorge stand neben dem Glück. Das Pflänzchen war noch so jung, daß es auch bei bester Pflege nie zum Blühen gekommen wäre. Wir mußten weitersuchen. Schließlich entdeckten wir auch größere Exemplare, bei denen schon eine kleine Verdickung zwischen den zusammengefalteten Blättern den Blütenstand vermuten ließ. Einige wenige der kräftigsten gruben wir aus und legten sie behutsam in unsere Pflanzenschachtel.

Dankbar verließen wir den Ort. Im Absteigen zeichneten wir noch einen Plan, in dem die Lage des Sumpfes in Schritten, von der Mühle aus gerechnet, aufs genaueste angegeben war. Wir überlegten nämlich: Sollten die Pflanzen sich nicht entwickeln, wer von den Athener Freunden vielleicht imstande sein könnte, einige Wochen später die Orchis iberica blühend zu holen und uns nach Jugoslawien zu schicken, wohin von hier aus die Reise führen sollte. Alle Zweifel an den Fähigkeiten der sonst so erprobten Freunde und alle Sorgen mußten schließlich der glücklichsten Stimmung

weichen. Wir übernachteten wieder im Gasthaus von Trikala, und am nächsten Morgen ging es auf Abkürzungen zur Küste hinunter, wo wir die Bahn nach Patras erreichten.

In Patras nahmen wir das Schiff nach Dubrovnik, dem früheren Ragusa, wo wir acht Tage verweilten, und weiter die Bahn nach Sarajewo. Nach einer sehr ungemütlichen Nacht in einem drittrangigen Gasthaus war dort unser erster Gang in den kleinen botanischen Garten, dessen Leiter meinem Mann dem Namen nach bekannt war. Unter dem Arm die Pflanzenschachtel mit der Orchis iberica, machten wir dem freundlichen älteren Herrn einen Besuch. Auf unsere Frage erklärte er sich bereit, die Pflanzen in Pflege zu nehmen. Es war auch dringend nötig, denn obwohl sie während der Reise gewachsen waren und die Blütenknospen nun frei zwischen den Blättern standen, war kaum eine Schwellung an ihnen zu bemerken. Mein Mann ging nun fast täglich ins Glashaus, wo das Sorgenkind an einem guten Plätzchen stand. – Seit diesem ersten Besuch im botanischen Garten hatten wir dort eine Stätte des Mitgefühls und der Beratung. Es kam später sogar zu ausgedehnten gemeinsamen Ausflügen, die wir allein in den unwegsamen Gegenden nie hätten unternehmen können.

Mitten in jenen unvergeßlichen Wochen intensiver, erfolgreicher Pflanzensuche im jugoslawischen Waldland stieg unsere Anspannung auf den Höhepunkt. Es waren fünf Wochen seit der Pflanzensuche im Peloponnes vergangen. Die Sorge um die Orchis iberica hatte ständig schwer auf uns gelastet. Wir sprachen wenig darüber; sie war gewachsen, auch hatten sich die unteren Knospen ein wenig geregt, so daß mich immer noch Hoffnung erfüllte und ich versuchte meinen Mann zu ermutigen. Eines Tages aber kam er völlig verstört von seinem «Krankenbesuch» zurück und sagte: «Ich weiß es nun bestimmt, die Blütenknospen sind vertrocknet.» – Ich machte die unmöglichsten Vorschläge, um die Hoffnungslosigkeit der Lage zu verdecken. Wieder erwachte der Gedanke an die Freunde in Athen. Es waren junge Leute darunter, die anhand des angefertigten Situationsplanes zu einer Hilfe imstande gewesen wären. Aber freilich, die treibende Begeisterung für eine solche Unternehmung fehlte! – Oder sollten wir selbst noch einmal nach Griechenland zurückfahren – oder die Pflanze in einem anderen Jahr wieder aufsuchen? Beides stellte eine untragbare Belastung dar. Wie hätte mein Mann es wagen dürfen, jetzt wegen *einer* Pflanze seine fruchtbare Arbeit zu unterbrechen, und wie dürften wir, ohne leichtfertig zu sein, die Suche nach der Orchis iberica auf ein neues Reisejahr verschieben! Jede Reise hatte in jedem Monat, in jeder Woche ihren bestimmten Plan, der von den großen materiellen Schwierigkeiten, mit denen wir kämpften, im weitesten Maße mitbestimmt war. – Der Tod unserer Orchis war eine Katastrophe.

Es vergingen Tage gedrücktester Stimmung. Plötzlich zeigte sich mir ein rettender Gedanke: Ich werde die Orchis iberica, die jetzt gerade in voller Blüte stehen muß, holen, und mein Mann kann inzwischen ruhig weiterarbeiten. Nach einigen verständlichen Einwänden von seiner Seite war's eine Freude, wie wir gleich an die Verwirklichung des Planes gehen konnten, ein Zeichen, daß die geistigen Bilder lichtbeständig waren und nicht nur eine blasse Spiegelung der Wünsche. Wir stellten fest, daß ich nicht beide Wege mit dem Schiff fahren könne wegen des zu langen bzw. zu kurzen Aufenthaltes zwischen den Verbindungen. Alles, was wir festlegten, mußte davon ausgehen, mich einerseits so schnell wie möglich auf den Weg zu machen, weil bei längerem Warten das Abblühen der Pflanzen drohte, anderseits durfte die Rückreise keinen Tag länger als nötig dauern, da jede Stunde des Transportes bei der jetzt eingetretenen großen Sommerhitze eine Gefahr für die Pflanzen bedeutete. Damals kam mir

die Geschichte vom «Glückhaften Schiff von Zürich» in den Sinn, eine Erzählung von Fischart aus dem 16. Jahrhundert: Um zu beweisen, daß die Entfernung von Zürich nach Straßburg nicht groß sei, gelingt es den Zürchern, auf einem Ruderboot einen Hirsebrei die Limmat und den Rhein hinunter noch warm nach Straßburg zu bringen. – Meine Fahrt sollte mich in sieben Tagen durch die Balkanhalbinsel zur Orchis iberica und von Patras mit dem Schiff nach Ragusa führen, wo mich mein Mann erwarten wollte. Ob es mir beschieden wäre, die Pflanzen «kühl» und frisch in seine Hände zu legen, das stand noch im ungewissen.

Bis zu meiner Abreise waren es noch drei Tage. Das Einreisevisum nach Griechenland konnte wider Erwarten nicht in Sarajewo ausgestellt werden, sondern nur in Belgrad. Im Reisebüro versprach man uns, daß ich den Paß am übernächsten Morgen zurückerhalten werde. Zur angegebenen Stunde wollte ich ihn abholen, hörte aber, daß er noch nicht eingetroffen sei; man habe bereits reklamiert, er käme ganz bestimmt am nächsten Morgen. – Das zweite Mal gingen wir beide aufs Büro. Der Paß war noch nicht angekommen. Unsere Unruhe stieg bis zum Äußersten, denn es standen ja nicht nur das Visum und die Reise in Frage, sondern der Paß selbst, der uns unter den damaligen politischen Verhältnissen nie mehr ersetzt worden wäre. – Von Belgrad kam nun die niederschmetternde Auskunft, der Paß sei längst abgegangen und müsse bereits in Sarajewo vorliegen. Was war mit ihm geschehen? Man telephonierte erneut, und jetzt stellte sich heraus, daß er versehentlich nach Skoplje in den Süden des Landes geschickt worden war! Man habe aber Anweisung gegeben, daß er von dort umgehend mit dem Flugzeug nach Sarajewo weitergeleitet werde. Mir wurde schwarz vor Augen. Wir wagten nicht, uns noch irgendwelchen Trost zuzusprechen, wußten wir doch, wie man sich auf solche Auskünfte verlassen konnte. Am nächsten Morgen um 7 Uhr sollte mein Zug nach Athen fahren; es war der letzte Termin, um noch das Schiff für die Rückreise in Patras zu erreichen. Nach einem Telephongespräch mit Skoplje wurde uns nun mitgeteilt, der Paß werde sofort nach Erhalt mit dem Flugzeug nach Sarajewo gesandt. Ein Beamter des dortigen Reisebüros werde ihn nachts auf dem Flugplatz in Empfang nehmen und uns damit am anderen Morgen um 6 Uhr vor dem Postamt erwarten.

Mechanisch bereiteten wir alles für die Reise vor: den Rucksack mit der Pflanzenschachtel, einige warme Sachen und die Bergstiefel. Den Orientierungsplan legte ich auch zurecht, obwohl mir schien, ich würde die Lage des Sumpfes im Schlafe wiederfinden. Mein Mann warnte mich zwar und meinte, die fortgeschrittene Vegetation könne alles sehr verändert haben.

Am andern Morgen standen wir zur bestimmten Zeit reisefertig vor der Post. Ein Herr des Reisebüros trat auf uns zu und teilte uns lakonisch mit, der Paß sei während der Nacht nicht angekommen, doch habe er die Erlaubnis, die am Morgen eingelaufene Post durchzusehen. Damit verschwand er in der Tür des Postamtes. Nach geraumer Zeit des bangen Wartens erschien er – ohne den Paß. Wortlos wandten wir uns, um nach Hause zu gehen. Wir waren aber noch keine hundert Meter entfernt, da rief uns der Herr aufgeregt nach und schwenkte etwas in der Hand: Es war der Paß, das Visum, alles war in Ordnung!

Welch merkwürdige Sprünge des Herzens! Wieder im hellen Lichte stehend, fühlten wir uns vor bedeutungsvollen Tagen. Ob wir uns gesund wiedersehen würden? Aber nur wenige Augenblicke des Zögerns, da stand Orchis iberica wieder vor unseren Augen. Das Steuer war gestellt, und mein «glückhaftes Schiff» hatte seine Fahrt begonnen. Ein Blick auf die Uhr, es hing jetzt an wenigen Minuten. Wir erreichten den Bahnhof, als der Zug einfuhr. Mein Mann stürzte zum Schalter und konnte mir gerade noch die Fahrkarte zum Eisenbahn-

fenster hineinreichen. Liebes Winken mit guten Wünschen für beide Seiten, der Zug fuhr ab.

Die dreißigstündige Fahrt bis Athen und und von dort weiter mit dem Autobus verging mir im Fluge. In der Abenddämmerung kam ich im Dörfchen Xylokastron an, und wieder ging ich denselben Weg wie vor fünf Wochen zur Küste hinunter, um in unserm freundlichen Gasthaus zu übernachten. Ich hatte beschlossen, am nächsten Morgen um 8 Uhr mit dem Autobus nach Trikala hinaufzufahren, und hoffte, am selben Abend mit meinem kostbaren Gut wieder in Xylokastron zu sein, dort noch einmal zu übernachten, am nächsten Tag nach Patras zu fahren und den Tag darauf mein Schiff nach Ragusa zu besteigen. Dies war das kunstvolle Gebäude unseres Planes, bei dem es jetzt nur galt, behutsam Stein auf Stein zu legen.

Am frühen Morgen weckte mich ein Klopfen an der Tür. Der Tag dämmerte gerade. Wer in aller Welt wagte mich zu stören? Es war die Stimme des Gastwirts, der mir klarmachte, in wenigen Minuten fahre ein Privatauto nach Trikala, ob ich mich anschließen wolle. So schnell es meine Schlaftrunkenheit erlaubte, sagte ich zu, die Zeitersparnis erschien mir wie ein Geschenk.

Alle Schönheit flog diesmal ein wenig schnell an mir vorüber, oft werden mir auch die Augen vor Müdigkeit zugefallen sein. So stand ich plötzlich wieder im Angesicht der hohen Berge, über die der morgendliche Sommerhimmel sein Licht breitete. Wolken lagen um die Gipfel, ein heißer Tag war zu erwarten. Im Gasthaus von Trikala konnte ich den Wirtssohn ermuntern, sich der Pflanzensuche anzuschließen. Er meinte nur, der Weg sei ziemlich weit, er wolle den Esel mitnehmen. Ich mußte ihn ein bißchen auslachen, aber auf seinen Vorschlag, eine Hacke zu holen, ging ich gerne ein. Nach einer guten Rast machten wir uns einträchtig auf den Weg.

Wir stiegen in den Sommertag hinein, es war drückend heiß. Ich achtete es nicht, denn ein anderer Druck lastete mit jedem Schritt schwerer auf mir. Werde ich wohl den Platz wiedererkennen, werden die Pflanzen zur Entwicklung gekommen oder gar schon verblüht sein? – Wir stiegen langsam, ohne viel zu sprechen; auch mein Begleiter war ganz von der Aufgabe erfüllt. Wir erreichten die alte Mühle, und nun galt es, langsam, Schritt für Schritt vorzudringen. Uns zur Linken begann das hügelige Gelände, ganz unübersichtlich durch mannshohes, dichtes Gesträuch. Über uns stand das Felsentier mit seinen steinernen, kahlen Flanken, das Wahrzeichen der Orchis iberica. Wir waren an der Stelle und bahnten uns den Weg zwischen den Büschen. Von einem Sandhügel aus übersah man die erste Mulde. Da, zwischen dem hohen Gras, leuchtete es hellviolett hervor. Es waren hohe Blütenstände mit vielen kleinen, zierlichen Blüten. Hier stand sie, die Orchis iberica, in aller Schönheit.

Ach, wie schwer war es nun, ihr mit dem Eisen nahezutreten! Und doch mußte es sein, wenn sie im Bilde festgehalten werden sollte. – Die Sonne brannte vom Himmel. Wir arbeiteten, ohne aufzusehen. Ich hatte einige wenige Exemplare ausgewählt, die noch nicht voll erblüht waren. Um jede Pflanze herum stachen wir einen Ballen des verfilzten Bodens heraus und legten so in der Schachtel einen wahren Miniatursumpf an, damit nur ja genug Feuchtigkeit um Knollen und Wurzeln erhalten bliebe. – Plötzlich schreckte uns ein dumpfes Rollen. Die Wolken, die schon während des ganzen Tages über den Bergen gelegen waren, hatten wir bei unserm Werk keiner Teilnahme gewürdigt; jetzt aber begannen sie da oben eine unmißverständliche Sprache zu reden. Schwarz hing es um das Rund der Berge, doch war unsere Arbeit noch nicht so weit gediehen, als daß wir uns hätten ergeben dürfen. Wir arbeiteten weiter, wenn auch im Rhythmus der immer stärker dröhnenden Pauken des Himmels. Die ausgegrabenen Erdballen fanden in der Schachtel kei-

nen Platz. Es mußte alles noch einmal ausgeräumt und der anhaftende Sumpf verringert werden. Schon hatte sich eine neue Stimme erhoben. Der Wind fegte über das Hochtal, die Bäume schüttelten ihre Kronen. Mit aller Sorgfalt beendeten wir unsere Arbeit. Jetzt aber rafften wir schnell die Werkzeuge auf, ich ergriff den Schatz. Der Wind fuhr uns in den Rücken, und im Fluge ging's über die Hänge hinunter.

Wohlbehalten und trockenen Fußes erreichten wir das Haus. Kaum aber waren wir geborgen, brach es aus allen Schleusen des Himmels los, wie es nur in südlichen Ländern geschehen kann. Es ist, als wenn die ganze Natur zu einem wilden Strome würde, der mit sich nimmt, was ihm entgegensteht. Es wütet, es stürmt, es rast, alles muß sich ergeben. Ich erfaßte noch nicht, daß es auch mich mit meiner Pflanze in den Wirbel hineingezogen hatte. Als aber eine Stunde nach der andern ohne ein Nachlassen der Wucht verging, als ich sah, wie die Straße zu einem reißenden Wildbach wurde, und schließlich der junge Gastwirt meinte, heute komme kein Auto mehr und werde keines mehr hinunterfahren können, da wußte ich, daß die Katastrophe auch mich angehe. Ich packte meine Sachen, um auf alle Fälle für eine Abfahrt bereit zu sein, dann stand ich am Fenster und sah in den strömenden Regen hinaus. Sollte ich die Nacht hier oben bleiben müssen, sagte ich mir, so werde ich morgen in aller Frühe zu Fuß an die Küste hinuntergehen. Doch war es mir recht ängstlich zumute, da ich ja wußte, was es bedeuten würde, die schwere Schachtel stundenlang zu tragen, vielleicht auf völlig abgeschwemmten Wegen.

Plötzlich hörte man das zischende Geräusch von Rädern – ein Auto! Ich stürmte hinaus. Da stand es wie ein Schiff im tiefen Schlamm. Der einzige Mitreisende war ein griechischer Student. «Wir werden nicht weiterkommen», meinte er, «die aufgeweichte Straße ist viel zu gefährlich, weiter oben sind wir schon einem abgerutschten Wagen begegnet!» Und doch war ich fest entschlossen, mich diesem Gefährt anzuvertrauen. Es war eine unheimliche Fahrt; wir rutschten mehr, als daß wir fuhren. Auf einmal stand der Wagen. Wenige Schritte vor uns lag ein umgekipptes Auto quer über der Straße. Eine Gesellschaft «Schiffbrüchiger» stand bis an die Knöchel im Schlamm. Bei diesem Anblick verschwand jede Hoffnung auf eine Weiterfahrt. Mein Mitreisender und ich verließen den Wagen, und wir beschlossen, bis zum nächsten Dorf abzusteigen, um dort zu übernachten. Ein Wiesenhang kürzte die Straße ab. Den Rucksack auf dem Rücken, die Schachtel unter dem Arm, glitt ich abwärts und fand nur in den Löchern voll Wasser einigen Halt. Es regnete immer noch. So schnell wie möglich versuchten wir vorwärts zu kommen; man rutschte, man fiel. Selbst wie ein Lehmklumpen, hielt ich jedesmal mit letzter Kraft die Schachtel in die Höhe, damit nicht die Pflanzen dasselbe Schicksal ereile.

Aber wohlbehalten konnten wir schließlich eine allerdings recht unruhige Nacht in dem bis zum Bersten mit «Schiffbrüchigen» überfüllten Dorfgasthaus verbringen. Den aufgeweichten Hang überwanden wir dann am frühen Morgen mit einem von der Küste heraufgekommenen Auto, und längs der Küste führte mich die Bahn nach Patras, wo ich die erste geruhsame Nacht genoß. Vor der Weiterreise nach Ragusa konnte ich noch einen griechischen Freund aufsuchen,

---

ZU DEN NACHSTEHENDEN FARBTAFELN

Zwei Orchideen, gemalt von Erich Nelson, aus der Abbildungssammlung zu seinem Werk über die Orchideen Europas und der Mittelmeerländer. Faksimile-Reproduktionen in Offset nach Originalaquarellen des Autors, hergestellt durch die Offizin Gebrüder Fretz AG in Zürich, mit deren freundlicher Genehmigung wir diese beiden Bilder dem zu Weihnachten 1965 erschienenen 31. «Zürcher Druck» entnehmen. Diese unter Kennern hochgeschätzten Drucke sind ausschließlich für die Geschäftsfreunde der Firma bestimmt. Die erwähnte neueste Publikation enthält fünf farbige Orchideenbilder Erich Nelsons nebst einer erweiterten Fassung des im «Librarium» veröffentlichten Textes.

Orchis papilionacea
L. ssp. grandiflora
(BOISS.) NELSON

Serapias neglecta

DE NOT.

der mir eine hohe Tomatenbüchse besorgte, um die Pflanzen tief ins Wasser zu stellen. Unter seinen Abschiedswünschen ging ich an Bord. Unserer Freundschaft zuliebe begegnete er standhaft allen Blicken der Umstehenden, die sich über meinen Anblick entsetzten: Eine Dame mit geschwollenem Rucksack, mit Bergstiefeln, in den Armen eine Tomatenbüchse, gefüllt mit einem Besen ganz gemeinen Grases, das war zu viel!

Die Sonne brannte in voller Glut vom Himmel. Meine vierbettige Kabine war ein Feuerofen, der mich zwang, mit meiner Büchse wieder fluchtartig aufs Deck zu gehen. Tagsüber müßte ich die Pflanzen im Freien halten, das wurde mir sofort klar. Der Transport war ihnen bisher noch nicht schlecht bekommen, doch sah man eine gewisse Mattigkeit, die mich beängstigte. Ich wagte nicht, die Pflanzen irgendwo abzustellen im Gedanken an die mich umgebende Sachunkenntnis. So zog ich mit dem Strauß auf dem ganzen Schiff umher, um ein schattiges, windgeschütztes Plätzchen zu finden. Wo ich auch erschien, begegneten mir lächelnde, mitleidige Blicke. Schneller, als mir lieb war, begriff ich meine Lage. Alle Versuche, sie maskieren zu wollen, wären umsonst gewesen: Hier war nicht ich auf erholungsreicher Seefahrt, sondern Orchis iberica machte die Überfahrt, und ich war lediglich ihre Dienerin.

Ich ergab mich in meine Rolle, und wo es mir nur günstig erschien, stellte ich meine Gebieterin den Mitreisenden oder dem Personal vor. Ehrfurchtsvoll schaute man auf ihre graziöse, feinblütige Rispe und verstand erst jetzt die Verbindung höchsten Adels mit bescheidenem Auftreten. Als schließlich der Kapitän hörte, wen er an Bord führte, und als er uns beiden vor den Augen der Besatzung und der Mitreisenden einen Besuch abstattete, war die der Orchis iberica angemessene Situation geschaffen. Auf mich selbst fiel dabei manches von ihrem Glanze. Ich wurde von dem ganzen Schiff aufs freundlichste behandelt. Wußte ich das Kleinod in gutem Schutze vor Wind und Sonne, so saß ich oft Stunde um Stunde in tiefem Frieden und schaute in die Bläue von Himmel und Meer hinaus. Jeder geringste Kurswechsel schreckte mich jedoch auf, mußte ich mich doch überzeugen, ob Sonne und Windverhältnisse sich nicht geändert hätten. So kam ich mir vor wie die Verlängerung des Steuerruders.

Die Nacht brachte neue Aufregung. In der Kabine war die Luft quälend heiß geblieben. Nur wenige Stunden hier unten hätten den Tod der Pflanzen bedeutet. Sollte ich sie aber unter freiem Himmel ohne meinen Schutz lassen? Was würde aus ihnen werden, wenn beim Morgengrauen der unerbittliche Strahl der Hydranten über das Deck in alle Winkel fährt? Ein schauerlicher Gedanke: Orchis iberica, vom todbringenden Strahl getroffen, mit ihrer Büchse über Bord springend! – In meiner Not machte ich dem Kapitän einen Gegenbesuch. Sein Vorschlag lautete: Während der Nacht stehen die Pflanzen auf der Kommandobrücke, im Windschutz der Fenster. Früh morgens, bei Ablösung, wird sie der Erste Offizier in seine Deckkabine stellen. Etwa um 6 Uhr, wenn dort der erste Sonnenstrahl eintrifft, soll ich die Pflanzen wieder in meine Obhut nehmen. Nach Besichtigung der verschiedenen Örtlichkeiten war ich überzeugt, daß dies die beste Lösung sei. Ich hoffte von Herzen, man möge dem seltenen Gast auch während meiner Abwesenheit vollen Respekt entgegenbringen. Ich befahl ihn dem Schutz einer höheren Gerechtigkeit und schlief eine friedvolle, wenn auch glühend heiße Nacht. Am Morgen, pünktlich um 6 Uhr, standen die Pflanzen schon am geöffneten Fenster der Deckkabine, unversehrt und frisch. So begann der zweite Tag, und er endete in voller Hofnungsfreudigkeit.

Die Nacht verlief wie die vorhergehende. Wieder nahm ich am Morgen den Schatz wohlbehalten entgegen und konnte den letzten Tag der Überfahrt in größerer Ruhe genießen. Aber noch einmal war es nötig, mit allen Kräften für Orchis iberica einzutreten.

– Während die Küste Albaniens vorbeiglitt und die Felsen Dalmatiens näherrückten, kreisten meine Gedanken immer um dasselbe erschreckende Bild: Orchis iberica in den Händen der Zöllner! Jede Einfuhr lebender Pflanzen war an allen europäischen Grenzen verboten. Man befürchtet das Einschleppen von Pflanzenkrankheiten und damit eine Gefahr für die Kulturen. Sollte vielleicht Orchis iberica zu guter Letzt in der «reinigenden» Flammenglut ihr Leben lassen? Mein Mann hatte mir dringend eingeschärft, die Pflanzen während der Zollkontrolle sorgsam zu verstecken. Oh, wie einfach war das gesagt! Wo sollte ich die großen Stengel unterbringen, wo den anhaftenden Sumpf? Wie sollte ich die zarten Blüten vor Druck bewahren? Die Zeit verstrich, es mußte eine Lösung gefunden werden.

Mit roher Hand griff ich in die Pflanzung hinein und hatte mich zu dieser Arbeit des doppelten «Verbrechens» in die Kabine begeben. Ich teilte meinen Schatz und wählte aus. Die schönsten Exemplare müßten am sichersten versteckt werden. Vielleicht wäre der große Schirm der beste Platz? Oder könnte man sie in die Mantelärmel versenken? Ich versuchte möglichst flache Pakete herzustellen; aber wehe, wenn Orchis iberica gedrückt würde oder andererseits verräterische Wölbungen verursachte! Der Angstschweiß stand mir auf der Stirn. Das ganze Unternehmen erschien mir von Grund auf dilettantisch. – Wieder wandte ich mich in meiner Herzensnot an den Kapitän. «Liebe Frau», sagte er beruhigend, «lassen Sie den Strauß unberührt; vertrauen Sie auf mich, ich selber werde ihn vom Schiff heruntertragen, die Zollbeamten werden den Kapitän nicht belästigen.»

Ja, dieser Weg war mein Weg! Offen sollte Orchis iberica ihre letzte Prüfung bestehen. – Nachdem ich die Pflanzen wieder ins belebende Naß ihrer Büchse gebracht hatte, schlich sich nicht der geringste Zweifel in mein Hochgefühl, zumal ich wußte, daß durch *diese* Pflanzeneinfuhr den jugoslawischen Kulturen keine Gefahr drohte. Das Schiff näherte sich dem Hafen von Ragusa. Unter den Wartenden erkannte ich meinen Mann. Schon von weit her ein Winken und Rufen: «Ich hab'sie!» Das Schiff legte an. Als erster schritt der Kapitän über die Brücke. Im Angesicht der Menschenmenge trug er die Büchse mit dem kostbaren Strauß und überreichte sie feierlich meinem Mann. – Die Dämmerung hüllte uns in ihr weiches Licht und deckte liebevoll unseren eiligen Rückzug.

Am nächsten Mittag sollte unser Schiff nach Venedig abfahren. Bis dahin mußten wenigstens die Blüten gemalt und präpariert sein. Schon beim ersten Morgenstrahl begann mein Mann mit der Arbeit. – Die nächste Nacht lagen wir auf Deck eines italienischen Schiffes. Gegen Mitternacht näherten wir uns Venedig. Es war eine unvergeßliche Einfahrt im Scheine von tausend Lichtern eines gewaltigen Feuerwerkes, ein glanzvoller Abschluß der erlebnisreichen Suche nach der Orchis iberica.

NACHSCHRIFT DER REDAKTION

Herr Erich Nelson, der mit seiner Gattin in der Schweiz eine Heimat gefunden hat, konnte wesentliche Teile seiner Arbeitsergebnisse mit der großzügigen Unterstützung des «Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung» veröffentlichen. 1954 erschien ein umfassendes Werk über «Gesetzmäßigkeiten der Gestaltwandlung im Blütenbereich, ihre Bedeutung für das Problem der Evolution», 1962 «Gestaltwandel und Artbildung, erörtert am Beispiel der Orchidaceen Europas und der Mittelmeerländer». Dieses Werk bringt neben den angedeuteten evolutionstheoretischen Problemen eine vollständige Monographie und Ikonographie der Gattung Ophrys mit mehr als tausend zum größten Teil farbigen Faksimile-Abbildungen nach Aquarellen des Autors. Das umfangreiche Material für die übrigen Gattungen im fraglichen Gebiet liegt zum größten Teil vor und befindet sich in den Händen von Herrn Nelson in Chernex-Montreux.